

AUDREY NIFFENEGGER

DIE UNRUHE DER ZEIT

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Stephan Kleiner

S. FISCHER

1. Auflage Oktober 2026

Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
»Life Out of Order« bei Hanover Square Press,
einem Imprint von HarperCollins Publishers.

Copyright © 2026 by Audrey Niffenegger
Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2026 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-10-397780-6

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@fischerverlage.de

Für Eddie Campbell, meinen Schatz

Der Frieden der wilden Dinge

Wenn mein Verzagen an der Welt wächst
und ich nachts beim kleinsten Geräusch erwache
voller Angst, was aus meinem Leben
und dem meiner Kinder werden mag,
dann gehe ich und lege mich nieder,
wo der Brautenterich in seiner Schönheit
auf dem Wasser ruht und der Silberreiher frisst.
Ich treffe auf den Frieden der wilden Dinge,
die ihr Leben nicht mit vorausschauendem
Kummer belasten. Ich treffe auf stilles Wasser.
Und ich fühle, wie über mir die tagesblinden Sterne
mit ihrem Licht warten. Eine Zeitlang
ruhe ich in der Anmut der Welt und bin frei.

WENDELL BERRY

TEIL EINS

DIE UNRUHE DER ZEIT

Alle Revolutionen gehen in die Geschichte ein,
und doch fließt die Geschichte nicht über;
die Flüsse der Revolution kehren an ihren Ursprung zurück,
nur um von neuem zu fließen.

GUY DEBORD, PANEGYRIC

DIE UNRUHE DER ZEIT

Ich heiße Alba DeTamble, und ich wurde als Zeitreisende geboren. Natürlich sind wir das alle, aber die meisten reisen nur vorwärts, kriechen langsam dahin, in Sekunden- und Minutenschritten, die sich unerbittlich zu einer Lebenszeit aufaddieren. Mein Körper bringt diesen Ablauf völlig durcheinander: Die Gegenwart entgleitet mir, und auf einmal bin ich in einer anderen Zeit und an einem anderen Ort, nackt, orientierungslos, überrumpelt und ängstlich. Ich finde mich damit ab, willkürlich Stunden oder Tage verloren zu haben, fürchte, irgendetwas zu sagen, was ich nicht sagen sollte, hoffe, keinen Aufruhr zu verursachen. Dieses geknickte Verhältnis zur Gegenwart, diese Abweichung, die andauernde Unterbrechung, verdanke ich einem genetischen Patzer.

Mal habe ich das Zeitreisen geliebt, und mal habe ich mir gewünscht, es würde ein Ende nehmen; ich habe ja gesehen, was es mit meinem Dad angerichtet hat. Er starb, als ich fünf Jahre alt war. Die Zeitreisen haben ihn getötet, und die Zeitreisen werfen ihn immer wieder in mein Leben zurück. Das Zusammensein mit meinem Vater verwirrt mich, denn er wirkt meist so gutgelaunt. Ich sage ihm nie, was auf ihn zukommt. Es würde die wenige Zeit ruinieren, die wir zusammen haben,

und welchen Sinn hätte es? Wir können es ja doch nicht ändern. Die Zeit bezieht uns nicht ein; wir können nur tun, was wir getan haben, wir können uns nur auf das einlassen, was geschehen ist, was noch geschehen wird. Wir können nichts mitnehmen, kein Geld, keine Kleider, nur unsere Erinnerungen. Wir können auf andere einwirken, wir können uns verletzen oder sterben, wir können tun und sein und sprechen, aber nichts davon wird das beeinflussen, von dem wir wissen, dass es geschehen ist.

Ich bin von Natur aus leichtsinnig und musste erst lernen, Vorsicht walten zu lassen. Meine Eltern erkundigen sich beide nach dem jeweils anderen, und ich sage ihnen, was ich gefahrlos verraten kann: *Dad und ich haben auf dem Parkplatz vor einem Einkaufszentrum Eis gegessen; Mama hat jetzt ein paar graue Strähnen; er hat mir gezeigt, wie man im Supermarkt was klaut; sie hat eine Retrospektive in einem großen Museum*. Ich sage nicht: *Er hatte so heftige Erfrierungen an den Füßen, dass sie amputiert werden mussten; sie hat die Hoffnung verloren, seit du gestorben bist, und geht kaum aus dem Haus; Dad macht sich Sorgen um dich; Mama trifft sich wieder mit jemandem, hat aber Schuldgefühle deswegen*. Ich lüge nicht, aber ich erzähle auch nicht alles, wenn ich es vermeiden kann. Alles will sowieso niemand wissen, nicht einmal ich. Das Zeitreisen kann eine Form von Reue sein. Aber das Vergehen der Zeit schafft Abstand, und manchmal ist das ein Trost.

Weil ich so haltlos durch die Zeit treibe, ist alles zugleich verloren und gefunden, alle Menschen, die ich liebe, sind lebendig und tot oder noch nicht geboren; Entdeckungen, Revolutionen, Begrüßungen und Verabschiedungen finden statt, aber nicht in der Reihenfolge, wie es die meisten erwarten würden. Ich fange immer mittendrin an und mache Fehler.

Mein Halt in diesem Chaos ist die Musik. Ihre Logik, ihre Strukturen und Systeme, ihre Macht, Subtilität, Vielfalt und

unendliche Schönheit fordern meine ganze Liebe und Aufmerksamkeit ein. Die Musik diszipliniert meinen unberechenbaren Verstand und erlaubt mir, im Augenblick zu leben, mich im Spiel zu verlieren, statt in der Zeit verloren zu gehen. Die Musik wurde mir gegeben, als ich noch ein Kind war, das Geigespielen wurde mir beigebracht, lange bevor ich es begreifen oder mich bewusst dafür entscheiden konnte. Vielleicht wussten meine Eltern, dass sie mir damit ein Exoskelett gaben, einen schützenden Panzer, in den ich mich zurückziehen und den ich mitnehmen kann, wohin auch immer die Zeit mich schleudert. Die Musik ist mein Erinnerungspalast und meine Zuflucht. Die Musik und die Zeit haben mich geformt.

Manchmal habe ich das Gefühl, dass es keine Rolle spielt, wo ich bin, in der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, oder mit wem ich zusammen bin; dann sehe ich zu, wie Zack im Garten hinter dem Haus unseren von Moos durchzogenen Rasen mäht, und frage mich: Bist du mein Anker, mein Ehemann für immer und ewig? Würdest du mich auch noch lieben, wenn du alle meine Geheimnisse kennen würdest? Oder ich erwache an einem anderen Tag mit Oliver neben mir im Bett, der nachts gekommen ist und irgendwie unbekannt wirkt, ein Oliver aus einer noch nicht genau festgelegten Zeit, und verspüre einen Anflug von Besorgnis: Woher kommst du, was weißt du, kannst du mir die Einzelheiten ersparen?

Wäre ich eine normale Frau, dann hätte ich all die normalen Dinge in der normalen Reihenfolge tun können: Schule, Arbeit, Heirat, Kinder. Ich hätte einen Mann haben können oder auch keinen oder einen und dann noch einen anstatt zwei auf einmal. Vielleicht wäre ich dann weniger chaotisch, weniger lästig gewesen, aber vielleicht hätte man mich auch weniger geliebt; wer weiß das schon? Ich schaue nach vorn und staune über die Beinahe-Unfälle, die guten Absichten und die glück-

lichen Fügungen. Ich schaue zurück und bereue all die Lügen. Ich versuche, niemandem weh zu tun. Aber die meiste Zeit versuche ich einfach, nicht in Panik zu geraten.

DIE LETZTE PARTY

Montag, der 26. Dezember 2022, und Dienstag, der 27. Dezember 2022
(Alba ist 21, 29 und 47, Zach ist 22)

ALBA: Es ist der zweite Weihnachtsfeiertag, und ich bin zu Hause, in meinem Zimmer, habe mich ins Bett zurückgezogen. Mama weiß, dass ich hier bin; sie hat mich zum Essen gerufen, und als ich gesagt habe, ich hätte keinen Hunger, hat sie mir ein Tablett mit Resten vom Weihnachtsessen gebracht und mich wieder in Ruhe gelassen. Ich habe den Mince Pie und ein bisschen Truthahn gegessen und dann ein schlechtes Gewissen gekriegt, weil ich so ungesellig war, und mich wieder im Bett verkrochen. Ich traue mich nicht, Mama zu sagen, dass ich nicht wieder an die Northwestern University will. Es ist mir egal, ob ich einen Abschluss habe oder nicht. Es liegt wohl auf der Hand, dass ich nie mehr vor Publikum spielen werde, und es tut mir weh, mit Leuten zusammen zu sein, die eine glorreiche musikalische Laufbahn vor sich haben. Ich wäre ja zufrieden, wenn wir uns alle einfach auf die Musik konzentrieren könnten; was weh tut, ist der Teil mit der Laufbahn.

Als ich klein war und von meinem Großvater Unterricht bekam, war das immer so ein unangenehmes Wechselspiel zwi-

schen Spaß und Nervosität; lange spielte ich nur Geige, um ihm eine Freude zu machen und weil meine Eltern sagten, es wäre genau das Richtige für mich – ich tat es eben, und sie waren sich so sicher, dass ich es mögen, ja sogar lieben würde: Sie konnten in meine Zukunft schauen, und in der Zukunft war ich Musikerin. Also absolvierte ich eine Übungsstunde nach der anderen, übte, bis mir die Tränen kamen, bis mir alles weh tat, bis es richtig klang oder wenigstens so richtig, wie es an dem jeweiligen Tag eben klingen konnte.

Jetzt ertrage ich es nicht mehr. Ich schaue auf meine Geige in ihrem Koffer – meine geliebte Guarneri del Gesù, die meinem Großvater gehört hat –, und ich will sie nicht einmal in die Hand nehmen. Ich will im Bett bleiben. Ich weiß nicht, was ich mit mir anfangen soll, mit den vielen Stunden, die ich immer mit Üben verbracht habe. Ich habe viele Romane gelesen: *Anna Karenina*, *Middlemarch*, *Der Meister und Margarita*. Leute treffen darin schlechte Entscheidungen und finden dann heraus, wie sie alles wieder ins Lot bringen können. Oder sie werfen sich vor einen Zug oder schließen einen Pakt mit dem Teufel. Wie auch immer.

Nadia Kendrick schreibt mir und versucht, mich aus dem Haus zu locken. Normalerweise freue ich mich ja auf die Weihnachtsparty bei den Lamonts, aber dieses Jahr graut mir davor.

party bei nick und c-lora
nein
du hast es versprochen
nein
wir brauchen dich
das wird schon, alba
lass uns nicht hängen

Natürlich endet es damit, dass ich widerstrebend in Nadias Auto steige. Es schneit, und ich war gerade mitten in *Madame Bovary*.

»O Gott, Alba, was hast du denn da an?«

»Klamotten«, sage ich.

»Das sind Jeans. Zu einem Ereignis dieser Tragweite kannst du nicht in Jeans aufkreuzen. Du hast ja nicht mal Lippenstift drauf.«

»Stimmt, ich könnte genauso gut nackt sein«, sage ich. Ich will einfach nur wieder ins Bett steigen.

»Das wäre auf jeden Fall eine Verbesserung.« Nadia macht auf der Western Avenue einen U-Turn und wird von einem Busfahrer angehupt. »Du machst uns allen den Abend kaputt, wenn du antanzt, als hätten wir dich von der Straße aufgelesen. Du weißt genau, dass sie Imelda May erwarten, nicht Patti Smith.«

»Wohin fahren wir?«, frage ich.

»Wieder zu mir. Du brauchst einen Kostümwechsel.«

»Dafür haben wir keine Zeit, es ist fast neun.« In Chicago ist immer noch der Ausnahmezustand ausgerufen, und die Ausgangsperre gilt von zehn bis sechs – in einer Stunde müssen wir von der Straße sein. Aber obwohl ich nicht die geringste Lust auf die Party habe, will ich auch nicht, dass unser Plan scheitert, also lasse ich mich zähneknirschend darauf ein, als Nadia sagt, wir würden uns beeilen.

Nadia lebt in einer winzigen Wohnung am Lake Shore Drive, unweit der Belmont Avenue. Im Aufzug bin ich gezwungen, mich anzuschauen, weil die Wände alle verspiegelt sind. Ich habe schon früher die eine oder andere depressive Phase durchgemacht, aber jetzt wird mir bewusst, dass ich diesmal tiefer darin versunken bin, als ich dachte: Ich sehe furchtbar

aus – ungewaschen, verlottert, gebückte Haltung. Nadia sieht toll aus: Ihr Haar ist bronzefarben getönt und mit Haarspray zu einem kunstvollen Chignon frisiert, ihr dunkelrotes Kleid bauscht sich unter dem schwarzen Kaschmirmantel. Sie hat die High Heels in einem Schuhbeutel mit Reißverschluss dabei und trägt kleine schwarze Fellstiefel. Die Fahrstuhltür geht auf, und Nadia rennt den Gang hinunter, schließt die Wohnungstür auf und zerrt mich zum Badezimmer. »Zieh dich aus. Hier ist ein Handtuch. Geh dir die Haare waschen.« Ich lege folgsam die Kleider ab und hüpfe in die Dusche.

Fünfzehn Minuten später sitze ich auf Nadias Bett, und sie föhnt mir die lange schwarze Mähne. Fachmännisch dreht sie meine Stirnfransen ein und zaubert mir Locken, die sich meinen Rücken hinabringeln. Sie streckt mir ein eng geschnittenes silberfarbenes Kleid, Strümpfe und lippenstiftrote Schuhe mit zehn Zentimeter hohen Absätzen entgegen. Nadia hat Kurven und ich nicht, aber das Kleid sitzt trotzdem einigermaßen. »Die Schuhe kann ich im Schnee nicht tragen«, sagte ich. Sie steckt sie in eine Plastiktüte, und ich ziehe meine Doc Martens wieder an. Sie reicht mir eine Clutch, und ich stecke Handy, Schlüssel und Lippenbalsam hinein. »Ach, warte mal – setz dich«, sagt sie. Sie fängt an, mir das Gesicht abzupudern. »Nein«, sage ich. »Ich hasse Make-up.«

»Das muss sein, mit dem Kleid sieht das sonst komisch aus.«

»Das fällt doch keinem auf.«

»Kusch!«, befiehlt sie, und ich kusche. Es ist einfacher, als sich zur Wehr zu setzen.

»Nervt dich das nicht, so viel Zeit mit Frisieren und Schminken zu verbringen?«, sage ich gereizt. Dann habe ich ein schlechtes Gewissen; ich weiß, dass Frisieren und Schminken Nadias kleinste Probleme sind. »Wenn du jetzt mal stillhältst, sind wir gleich fertig«, antwortet sie.

Als sie mit mir fertig ist, sehe ich aus wie ein Rockabilly-Girl, mit dickem Lidstrich, dunklen Lippen und sogar Rouge. Sie hat meine buschigen Augenbrauen gebändigt, und mit einem Mal wirke ich nicht mehr ganz so sehr wie eine Obdachlose, sondern eher wie eine Dame aus einem Klimt-Gemälde, die sich aus ihrem goldenen Hintergrund in Nadias Spiegel geflüchtet hat. »Deutliche Verbesserung«, sagt Nadia, und ich muss ihr zustimmen. Sie drückt mir einen Kuss aufs Ohr. »Auf geht's.«

Wir sind spät dran, und als wir an Nick und Caralora Lamonts riesigem Haus in East Rogers Park ankommen, ist es schon beinahe halb elf. Man findet in der Gegend einfach keinen Parkplatz – wir fahren immer wieder um den Block, und Nadia betet zu den Göttern des Parkens, aber ohne Erfolg. Ich werde sehr nervös, aber endlich findet sie zwei Blocks von der Party entfernt eine Lücke, und wir laufen los. Direkt vor dem Haus der Lamonts steht ein wunderschöner, riesengroßer Oldtimer, der völlig dreist zwei Parkplätze belegt. In der Fargo Avenue herrscht Ruhe; alle sind seit einer halben Stunde in ihren Häusern, und die tiefen Stiefelabdrücke im Schnee verschwinden allmählich. Schneeflocken flirren und wirbeln in der Verandabeleuchtung, als wir die Stufen hinaufrennen.

Caralora öffnet die Tür. »Ich dachte schon, ihr kommt nicht«, sagt sie. »Ihr seid fast die Letzten.«

»Keine Sorge«, sagt Nadia, während wir unsere Stiefel bei den ganzen anderen an der Haustür stehen lassen. Sie übergibt unseren alkoholischen Tribut. »Du siehst umwerfend aus«, sagt sie zu Caralora. C-lora studiert Stadtplanung und modelt nebenher; Nick und sie sind eineiige Zwillinge. Heute Abend hat sie sich selbst übertroffen und sieht unfassbar glamourös aus in ihrem trägerlosen glitzernden roten Abendkleid und mit

dem magentaroten Lidschatten. Ich fühle mich zu wenig weiblich, wenn ich mit C-lora zusammen bin. Sie begrüßt mich mit Luftküssen, und ich revanchiere mich mit einer halben Umarmung. Wir sind jetzt immer ein bisschen befangen im Umgang miteinander. Vor Caraloras Geschlechtsangleichung waren wir einmal zusammen, aber das erscheint mir jetzt wie etwas aus einem anderen Leben.

»Die Mäntel kommen nach oben«, sagt Caralora. Wir laufen in Strümpfen hinauf wie Kinder. Ich liebe dieses Haus; ich war hier schon auf hundert tollen Partys. Vom Treppenabsatz aus blicke ich auf die Partygäste hinunter. Das Haus ist voller Leute, die ich nicht kenne. Wüsste ich es nicht besser, würde ich glauben, dass Nick und C-lora sich komplett neue Freunde angelacht haben – weißere Freunde, Freunde, die sich wie ihre eigenen Urgroßeltern kleiden, überall militärische Haarschnitte und noble Anzüge, altmodische Kleider und leuchtende Lippen und dazwischen ein paar rasierte Schädel und unschöne Tattoos. Ich frage mich, wo diese ganzen Leute herkommen – haben wir Schauspieler engagiert? Mr. und Mrs. Lamont sind in Paris. Wir legen unsere Mäntel auf den Riesenstapel auf ihrem Bett und ziehen die Partyschuhe an. »Die Mäntel finden wir niemals wieder«, sagt Nadia. Jeder einzelne Mantel ist schwarz; der Stapel sieht aus wie ein großes Stück Negativraum mitten im Schlafzimmer.

Als wir in unseren High Heels langsam wieder die Treppe hinunternavigieren, höre ich, wie die Band ihre Instrumente stimmt. Wir bahnen uns einen Weg zur Küche. Nick Lamont mixt Cocktails. Nick und Nadia fassen sich kurz verstohlen an den Händen, und dann sehen wir uns alle um und schauen, ob es jemand bemerkt hat. Sie haben beide so viel geopfert, um diesen Abend möglich zu machen.

»Ladys«, sagt Nick und macht vor uns beiden eine leichte

Verbeugung. Er sieht schick aus in seinem violetten Anzug und mit dem nach hinten gekämmten blonden Haar. Seit ich ihn das letzte Mal gesehen habe, hat er sich einen dünnen Schnurrbart wachsen lassen. Als ich näher hinschaue, sehe ich, dass er ihn mit einem Augenbrauenstift aufgemalt hat. Er zwinkert mir zu. Ich liebe Nick.

»Wo ist denn Junior?«, fragt Nadia ihn.

»Im Wohnzimmer.« Nick lächelt und wirft Nadia einen Kuss als Glücksbringer zu, während wir wieder zur Küchentür gehen. »Siehst gut aus, Alba.« Ich stelle fest, dass mir dieses neue glamouröse Ich gefällt, zumindest heute Abend. Es ist schön, Aufmerksamkeit zu erregen, solange ich die Erwartungen nicht einlösen muss. Nadia nimmt mich an der Hand und führt mich durch Massen von Fremden ins Wohnzimmer. Ein riesiger Weihnachtsbaum blinkt und funkelt; in vergangenen Jahren hätten Chanukka-Lichterketten unsere Gesichter blau gefärbt, und zur Vervollständigung hätte auf dem Kaminsims auch noch ein Kwanzaa-Kerzenständer gestanden, aber heute muss das alles in irgendeinem Schrank versteckt worden sein, sobald Mr. und Mrs. Lamont in Richtung Flughafen abgefahren sind. Junior Olsen, Nadias offizieller Freund und das Objekt des heutigen Einsatzes, hält auf dem Sofa Hof, und er rückt für uns zur Seite. Nadia wirkt ganz ruhig, als sie sich an ihn schmiegt und Junior den Arm um sie legt. Sie ist nicht klein, aber Junior ist gewaltig: Mit seinen Gesichtstattoos und seiner bedrohlichen Ausstrahlung sieht er aus, als hätte er seinen Abschluss an der Wrestling-Uni gemacht. Ich gehe ihm nach Möglichkeit aus dem Weg; es geht mir gegen den Strich, so zu tun, als fände ich in Ordnung, was er tut.

Ich versuche, möglichst gesittet neben Nadia zu sitzen, obwohl wegen der hohen Absätze meine Knie im Weg sind. Ich drücke sie zusammen und neige die Beine zur Seite. Es ist ein

merkwürdiges Gefühl, von Klamotten herumkommandiert zu werden; in diesen bin ich eher mädchenhaft und viel weniger lässig. Jetzt, da wir da sind, bei Junior und seinen Freunden, gehen mir die möglichen Konsequenzen der geplanten Aktion durch den Kopf, und ich spüre, wie mich das vertraute Lampenfieber erfasst. Nadia greift nach meiner Hand; ihre fühlt sich klamm an. *Was jetzt?*

ZACH: Mir fällt ein Stein vom Herzen, als Nadia endlich da ist. Ich hatte schon langsam befürchtet, dass sie nicht kommen würde, dass ihr irgendetwas passiert wäre. Ich sitze in einem Sessel, der fast vollständig von dem Weihnachtsbaum verdeckt wird, so dass ich alle sehen kann, ohne gesehen zu werden. Mir ist ganz kribbelig – die Dinge nehmen jetzt ihren Lauf, ohne dass ich es beeinflussen kann. Junior entspannt sich, seine Haltung lockert sich, als Nadia sich zu ihm setzt. Beinahe tut er mir leid.

Nadia hat eine Freundin dabei, die ich nicht kenne. Sie sieht ein bisschen verängstigt aus mit ihren riesigen, stark geschminkten Augen und dem unnatürlich weißen Gesicht, wie eine viktorianische Gouvernante, die glaubt, sie würde den Verstand verlieren. Hat Nadia sie irgendwann einmal erwähnt? Sie hat etwas an sich, so eine entrückte Wildheit, die verstörend, aber anziehend wirkt. Das ist das Letzte, was ich heute brauche. Ich frage mich, wer sie ist.

ALBA: Die Band spielt *Let's Have a Party*, und einige der Gäste gehen zum Tanzen in den Salon. Die Musik ist so laut, dass wir die Stimmen erheben müssen, um uns unterhalten zu können. Nadia sagt Junior, sie wolle etwas trinken.

»Hol den Ladys einen Drink, Buddy«, sagt Junior. Ein kleiner, langhaariger Typ in einem Infernum-Shirt schaut von sei-

nem Telefon auf und fragt: »Wassarfssein, Mädels?« »Zombies«, sagt Nadia. Buddy trottet davon. Junior sagt: »Und, wie sieht's aus, Schatz?«

»Alba ist schlecht drauf, Junior. Wir müssen sie aufheitern.«

Junior bemüht sich um einen teilnahmsvollen Gesichtsausdruck. »Was hat sie denn?«

»Eine Existenzkrise.«

»Ach, das kriegt man mit ein paar Zombies schon in den Griff.«

Nadia lächelt gekünstelt. »Was Besseres fällt dir nicht ein?«

»Buddy ist ein *Chemiker*. Das werden die wirksamsten Zombies, die ihr je getrunken habt.«

»Nein«, entscheidet Nadia. »Sie muss tanzen.«

»Nein«, schalte ich mich ein. »Muss ich nicht.« Ich kann in diesen Schuhen kaum laufen, geschweige denn tanzen.

Nadia und Junior ignorieren mich. »Hey«, sagt Junior. Er hebt die Hand, wie um ein Taxi heranzuwinken. »Zach. Komm mal rüber.« Jemand hat die ganze Zeit fast außerhalb meines Blickfelds in der Ecke gesessen, vom Weihnachtsbaum verdeckt. Er erhebt sich unbeholfen aus einem tiefen Sessel, und dann erhebt er sich immer weiter: Mein erster Eindruck ist, dass er unnatürlich groß und dünn ist. Junior greift um Nadia herum, umfasst meinen Ellbogen und gibt mir einen kleinen Schubs, als wollte er mich auf diesen Zach zuschieben. Ich drehe mich zu ihm um und will mich schon weigern, ich habe keine Lust auf so eine Verkupplungsgeschichte, aber dann sehe ich, dass Junior mich aufrichtig freundlich anlächelt, dass er mir wirklich einen Gefallen tun will; er lächelt wie ein schlechter Schüler, der ausnahmsweise einmal die richtige Antwort kennt. Nadia macht eine Kopfbewegung in Richtung Tür: *Geh nur, ist schon okay*. Ich schaue auf, und Zach beugt sich über mich und streckt mir die Hände entgegen,

und ich reiche ihm meine und lasse mich wacklig hochziehen. »Hallo, schönes Mädchen«, sagt er spielerisch. Plötzlich sind unsere Gesichter wenige Zentimeter voneinander entfernt; in diesen High Heels bin ich auch groß. Er trägt einen mitternachtsblauen Anzug, eine grüne Krawatte und eine Hornbrille mit ziemlich dicken Gläsern. Er hat ein freundliches Gesicht. Er sieht so gut aus, dass ich erschrocken Luft hole, und Nadia und Junior lachen. »Die Wirkung hat er auf alle«, sagt Junior. »Alba DeTamble, ich darf dir Zachary Purcell vorstellen. Und jetzt geht bitte, bitte tanzen.«

Zach hat meine Hände losgelassen und macht eine Geste in Richtung Salon. Ich höre *Mystery Train* und das rhythmische Stampfen von Schuhen auf dem Boden. Während wir uns durch den überfüllten Gang schieben, taucht Buddy wieder auf und drückt mir einen pinkfarbenen Drink in die Hand. Ich nehme einen kleinen Schluck. Der Cocktail ist superstark und zuckersüß. Wir stehen zwischen Leuten eingepfercht an der Treppe. »Den werde ich ganz sicher verschütten«, sage ich.

»Gib ihn mir«, sagt Zach. »Im wahren Leben bin ich Kellner.« Er greift mir von hinten über die Schulter und nimmt mir den Drink aus der Hand. Zach setzt zu einer Bemerkung an, aber er wird von hinten angerempelt, und der Drink landet beinahe auf seinem Anzug.

»Gut abgefangen«, sage ich. »Komm, wir gehen nach oben.«

Er zieht die Augenbrauen hoch, sagt aber nichts, und mir wird zu spät bewusst, wie aufdringlich das gewirkt haben könnte. Er folgt mir, und ich muss an meine Beine denken, daran, dass ich keine Mühe auf das Hochrollen der Strümpfe verwendet habe und die Nähte wahrscheinlich nicht gerade sitzen. Am oberen Ende der Treppe steht eine Tür offen, und mein Blick fällt auf das Bett voller schwarzer Mäntel. »Dadrin ist es ruhiger«, sage ich.

Ich gehe um das Bett herum und setze mich neben den riesigen Mantelhaufen. Zach reicht mir meinen Zombie, wirft einige der Mäntel auf die andere Seite des Betts und setzt sich neben mich. Wir berühren uns nicht, aber unsere Knie sind nur wenige Zentimeter voneinander entfernt. Der Raum ist mit Lavalampen beleuchtet, die unsere Gesichter grün und orange und den Zombie zu einem unappetitlichen Braun verfärben. Ich ziehe an der Kordel der Nachttischlampe, und wärmeres Licht erfüllt den Raum.

»Danke«, sage ich zu ihm. »Das war sehr professionell von dir.« Ich fühle mich ganz schön schüchtern. Zach sieht mich aufmerksam an, und ich erwidere die Aufmerksamkeit: Er hat braune Augen, eine schmale, leicht schiefe Nase, volle Lippen, die sich in den Mundwinkeln leicht nach oben kräuseln, und eine längere hellbraune Tolle mit sehr kurzen Haaren an den Seiten und am Hinterkopf. Seine scharf geschnittenen Züge sind so glattrasiert, dass ich mich zurückhalten muss, um nicht über seinen perfekten Kiefer zu streichen. Ich kenne niemanden, der im echten Leben so aussieht. Mir wird bewusst, dass ich ihn anstarre, aber es scheint ihm nichts auszumachen. Er muss es gewohnt sein.

»Woher kennst du Junior?«, frage ich ihn.

»Ich kenne ihn eigentlich gar nicht. Er ist ein Freund von einem Freund, und ich wohne bloß über die Semesterferien bei ihm. Ich wollte dieses Jahr nicht nach Hause fahren, meine Eltern lassen sich scheiden, und na ja, das war mir irgendwie zu viel. Und das Wohnheim ist geschlossen, also meinte Junior, er würde mich bei sich unterbringen. Er ist echt okay.«

Jetzt bin ich verwirrt; Zach wirkt zu aufrichtig und wohlwollend, um sich mit Junior abzugeben. Ich wünschte, ich könnte Nadia fragen, auf wessen Seite er steht. »Wo studierst du?«

»University of Chicago. Und du?«

»Northwestern.« Ich schaue auf meine Hände hinunter. Meine Fingernägel sind völlig abgenagt, ein Hinweis auf mein ansonsten eher vernachlässigtes Äußeres. Ich verschränke verlegen die Hände. »Aber ich glaube, ich gehe nicht mehr hin.«

»Wieso das?«

»Ich fand es hart. Ich kann nicht gut mit Stress umgehen, und das Musikstudium ist reiner Stress.« Das eigentliche Problem ist natürlich das Zeitreisen: Ich fühle mich gestresst und komme in irgendeiner anderen Zeit heraus, versäume die Unterrichtsstunde, die Proben oder den Auftritt, muss mir irgendwelche Ausreden einfallen lassen, was mich noch mehr stresst, und dann geht das Ganze wieder von vorne los.

»Was spielst du für ein Instrument?«, fragt Zach.

»Geige.«

»Oh, wow, das wollte ich immer mal lernen.«

Ich lache. »Das sagt jeder.«

»Aber kannst du das denn machen? Einfach nicht mehr hingehen?«

»Es ist ja kein Gefängnis. Natürlich muss ich nicht mehr hingehen.« Über die Einzelheiten habe ich mir noch keine Gedanken gemacht, aber jetzt schalte ich auf stur. *Ich geh da nie mehr hin. Keiner kann mich zwingen.* Ich nippe an meinem Drink und verziehe das Gesicht.

»Willst du lieber was anderes?«, fragt Zach. »Ich dachte gerade, dass ich Lust auf ein Bier hätte. Wenn du willst, kann ich den wieder mit in die Küche nehmen.«

»Äh, ja. Eine Cola?« Was mir an ihm auffällt: Er ist sehr hilfsbereit. Ich gebe ihm den Zombie, und nach ein paar Minuten kommt er mit einer kleinen Flasche Cola, einem Indian Pale Ale und zwei Gläsern zurück, von denen eins mit Eis gefüllt ist. Ich halte die Gläser, und er öffnet die Flaschen und schenkt uns ein. »Bist du wirklich Kellner?«

»Ja. Warum sollte jemand behaupten, Kellner zu sein, wenn er keiner wäre?«

»Da ist was dran. Aber was studierst du?«

»Äh, Englisch. Kreatives Schreiben.«

»Dann haben wir also beide keinerlei praktische Fähigkeiten?«

»Kellnern ist eine sehr praktische Tätigkeit.« Zach wirkt ein bisschen verdrossen.

»Du weißt, was ich meine.«

Zach nimmt mich genauer in Augenschein. »Wie alt bist du?«

»Einundzwanzig.«

»Und in welchem Alter hast du mit Geigespielen angefangen?«

»Mit vier.«

»Aber werden deine Eltern nicht irgendwie sauer sein, wenn du nach siebzehn Jahren Geigespielen das Studium schmeißt?« Ich öffne den Mund, aber Zach spricht weiter. »Ich meine, muss man nicht unfassbar gut sein, um überhaupt an der Northwestern angenommen zu werden?«

»Man muss schon gut sein.«

»Ist es dann nicht eine vertane Chance, einfach … aufzuhören?«

»Ich kann ja trotzdem noch spielen …«

»Aber wie willst du weiter *lernen*?« Zach klingt auf einmal, als hätte er sich in meinen Großvater verwandelt. Ich rege mich auf, weil er sich aufregt, und vergesse, dass wir uns nicht kennen und auf einem Bett voller Mäntel in einem Haus mit lauter Fake-Nazis und ein paar echten sitzen, und ich sage lauter als nötig: »Was geht dich das überhaupt an?«

Er lacht. »Nichts. Überhaupt nichts.« Er nippt an seinem Bier und sieht mich aufmerksam an. »Aber mal im Ernst: Du

willst das, was du dein ganzes Leben gemacht hast, einfach so an den Nagel hängen?«

»Ja.« *Schon bei dem Gedanken wird mir leichter ums Herz*, will ich dazusagen.

»Ich kann es ja nachvollziehen. Ich habe an einem Roman geschrieben, aber es auch aufgegeben. Er war nicht besonders gut.«

»Worum ging es denn?«

»Er war mehr oder weniger autobiographisch. Es ging um meine verkorkste Kindheit. Aber je weiter ich schrieb, desto langweiliger wurde es. Ich dachte mir, wenn mich meine fürchterlichen Leiden als Teenager schon selbst langweilen, dann liest es sonst garantiert keiner. Ich habe eine Zombie-Apokalypse hineingeschrieben, aber es taugte immer noch nichts. Ehrlich gesagt, habe ich überlegt, das Schreiben ganz aufzugeben.« Zach greift in die Innentasche seines Anzugs und hält dann inne. »Rauchst du?«

»Nein.«

»Gut. Ich auch nicht. Zumindest habe ich gerade aufgehört.«

»Wann?«

»Vor ungefähr einer Stunde. Mir sind die Kippen ausgegangen.«

Ich lache. »Du hast deinen Roman also aufgegeben?«

»Ja. Ich habe ihn verbrannt.«

»Wie melodramatisch.«

Zach strahlt mich an. »Du bist die Erste, der ich das erzähle und die es nicht schrecklich findet.«

Ich zucke mit den Schultern, aber insgeheim freut es mich. »Du hast ihn doch als Dokument auf deinem Computer gespeichert, oder?«

»Gelöscht, vernichtet.«

»Sicherungskopien?«

»Nö. ›Ein Ende hat die grause Not‹, denn er ist ›wirklich mausetot‹.«

»*Manuskripte brennen nicht.*«

Zach sagt: »Das ist mein Lieblingsbuch.« Aha. Bulgakow ist eine interessante Wahl für einen Bekannten von Junior.

»Ich wollte immer eine Katze namens Behemoth haben«, sage ich. »Wenn du nicht mehr schreiben willst, was hast du stattdessen vor?«

»Das ist geheim.«

»Sag's mir trotzdem.«

»Vielleicht später«, sagt Zach.

»Wann genau? Ich habe eine kurze Aufmerksamkeitsspanne.«

»Wenn wir in einem von oben bis unten mit Rasierschaum eingesprühten Auto von unserer Hochzeit wegfahren.« Einen Augenblick lang klingt er ganz aufrichtig. Er weiß ja nicht, dass ich niemanden mit seiner Frisur heiraten kann. Ich lache. Wir lächeln einander an. Zach sagt: »Das sollte ich nicht mal im Scherz sagen. Ich wäre wahrscheinlich ein miserabler Ehemann. Meine Eltern springen so furchtbar miteinander um, dass es schon absurd ist. Sie hätten sich schon vor Jahren scheiden lassen sollen, und jetzt wo es endlich so weit ist, können sie sich auf nichts einigen. Sie streiten sich um meine Schwestern, um den Hund, sogar um Sachen, die keiner von beiden will, wie Tupperware. Letzte Woche hat meine Mom sämtliche Teller zerschlagen, weil er meinte, sie würde sie niemals kriegen.«

»Ach du Schande.«

»Sie hat sie aus dem Fenster geworfen. Und ihre Wohnung ist im 11. Stock.«

»Wurde irgendwer verletzt?«

»Nein, es war ein Wunder. Aber die Polizei kam. Sind deine Eltern noch verheiratet?«

»Mein Dad ist gestorben, als ich fünf war.«

»Ach, verdammt, das tut mir leid … Erinnerst du dich noch an ihn?«

»Schon …« Er hat mich ertappt, ohne es überhaupt darauf anzulegen. Ich kann ihm nicht erzählen, dass ich erst letzte Woche meinen noch nicht toten Vater getroffen habe, dass wir uns zu willkürlichen Zeiten mehr oder weniger regelmäßig sehen, dass mein Dad in meinem Leben eine Rolle spielt, obwohl er seinen vierundvierzigsten Geburtstag nie erleben wird. Es ist nicht völlig geheim, dass ich durch die Zeit reise; wer mich näher kennt, weiß es. Aber ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, Leuten, die ich gerade erst kennenlerne, nichts davon zu erzählen, und wenn wir Kontakt halten und sie irgendwann zu Freunden geworden sind, fühlt es sich komisch an, es ihnen zu erzählen, und mit der Zeit wächst es sich zu einer größeren Sache aus, als es eigentlich sollte.

Ich höre, wie hinter dem Mantelhaufen jemand meinen Namen ruft. Die Gomolinskis sind gekommen.

»Hey, hey, hey, Alba! Schau dich an!« Rosa geht um das Bett herum, schlüpft an Zach vorbei und küsst mich auf beide Wangen. »Hi, wer bist du?«, sagt sie zu Zach, und dann zu mir: »Gehört er zu euch?«

»Junior hat ihn angeschleppt«, sage ich. »Aber Nadia hat ihn an mich weitergereicht.« Ich habe Rosa nicht gesagt, was sie wissen will (gehört er zu uns?), weil ich mir zunehmend unsicher bin; er sieht aus wie einer von ihnen, spricht aber wie einer von uns. Zach scheint ein guter Typ zu sein, oder zumindest wäre er wohl einer, wenn wir uns in einem anderen Jahr oder an einem anderen Ort befänden.

Zach steht umständlich auf. Rosa ist zierlich, aber ihr aus-

ladender Rock scheint den gesamten Raum einzunehmen. Ihr Bruder schüttelt Zach die Hand. Die Gomolinskis sind halb polnisch und halb philippinisch. Rosa hat umwerfendes schwarzes Haar und hellblaue Augen; Joe und Max sind durchschnittlich groß, aber breit und muskulös und arbeiten beide als Türsteher in einem Blues-Club. »Das ist Zach, er ist ein Bekannter von Junior. Das sind die Gomolinskis: Rosa, Max und Joe. Ich kenne sie von klein auf.«

»Schön, dich kennenzulernen,«, sagt Max, aber Joe und er schauen Zach durchdringend an, der etwas erschrocken wirkt. Ich schüttle leicht den Kopf – im Moment brauche ich keine Beschützer.

»Kommt, wir gehen Nadia suchen«, sagt Rosa zu ihren Brüdern, »und lassen die beiden Turteltäubchen alleine.« Die drei verschwinden so plötzlich, wie sie aufgetaucht sind.

»Die sind ja ganz schön spät unterwegs«, sagt Zach, sobald sie außer Hörweite sind. Es geht auf Mitternacht zu.

Ich senke die Stimme. »Ihr Vater ist Stadtrat Gomez – Jan Gomolinski. 50. Bezirk. Darum werden sie nicht angehalten.«

»Ah. Freut mich für sie.«

»Woher kommst du denn?«

»Aus Tulsa. Ich bin vor vier Jahren nach Chicago gezogen.«

»Gab es in Tulsa eine Ausgangssperre?«

»Ja, aber nur für die Unter-Achtzehnjährigen, nicht für alle wie hier«, sagt er.

»Es gibt dadurch weniger Morde. Zumindest ist das der Vorwand.« Ich frage mich, ob ich mit diesem Typen über Politik reden sollte.

»Macht es tagsüber etwa keinen Spaß, sich gegenseitig über den Haufen zu schießen?«

»Ich glaube nicht, dass die Zahl der Morde wegen des Aus-

nahmezustands wirklich zurückgegangen ist; es sind jetzt einfach nur andere, die die Morde begehen.«

»Na ja. Mir macht es nichts aus, die ganze Nacht drinzubleiben.« Er grinst. »Es ist wie unser eigenes *Decamerone*; wir bleiben hier und unterhalten uns gegenseitig, bis wir uns wieder nach draußen trauen können. Erzähl mir eine Geschichte.«

»Was denn für eine?«

»Irgendeine. Erzähl mir irgendwas, was dir als Kind passiert ist.«

»O Gott, in so was bin ich miserabel«, sage ich verlegen. »Mein Kopf ist völlig leer. Erzähl du mir was.«

»Gib mir ein Stichwort.«

»Das Haus, in dem du groß geworden bist?«

»Ah. Okay. Warst du schon mal in Tulsa?«

»Nein.«

»Es gibt da ein Viertel in Tulsa, das ist voll mit den schönsten Bungalows und Häusern im Craftsman-Stil, wie sie früher gebaut wurden, und sie standen alle seit Jahren leer. Und meine Eltern, die beide Architekten sind, haben sich in diese Häuser verliebt und angefangen, sie eins nach dem anderen aufzukaufen und zu renovieren. Sie renovierten eins, wir zogen ein, dann kauften sie ein anderes, und wenn sie das hergerichtet hatten, verkauften sie das, in dem wir wohnten, und wir zogen ins nächste. Dann ging es mit dem Viertel bergauf, und meine Eltern konnten sich das nicht mehr leisten, also blieben wir im letzten Haus wohnen, bis sie sich dieses Jahr getrennt haben. Jetzt lebt meine Mutter mit meinen Schwestern in der Innenstadt, und mein Dad hat immer noch das Haus.«

Zach strahlt etwas sehr Beruhigendes aus, so als würde seine tiefe, volltönende Stimme eine kleine Insel schaffen, auf der nur wir beide, eine Lavalampe und der Mantelhaufen existieren.